

Kafkas Kunst endlich im richtigen Licht

Von Christian Eschweiler

Das näherrückende 100. Todesjahr 2024 des bekanntesten und mit Recht berühmtesten deutschen Dichters des 20. Jahrhunderts sollte vor allem noch einmal seine einzigartigen Kunstwerke in den Mittelpunkt rücken. Nachdem „Der Prozeß“ in seiner Kapitelfolge völlig neu geordnet und daher erstmals sinnfällig und nachvollziehbar ediert wurde, muß auch die geistige Welt der anderen Dichtungen einmal neu auf den Prüfstand. Während Kafkas Biographie bereits mehrfach und minutiös bis ins kleinste Detail publiziert wurde, verursachen die unzählbaren Deutungsversuche seiner zweifellos geheimnisvollen Kunst ein nahezu unentwirrbares Konglomerat von Widersprüchen, einen wahrhaft gordischen Knoten, der noch seiner überzeugenderen Lösung bedarf.

Kafka weist ausdrücklich darauf hin, dass seine Dichtung „das Schwergewicht in der Tiefe“ hat, die er auch „ihren verborgenen Hintergrund“ nennt, der sich allerdings nur demjenigen öffnet, der „nahe genug herankommt“, wie der Dichter in einem Brief verspricht. Dann wird er

jedoch zur Lichtquelle, die das dichterische Geheimnis erhellt.

Ein Wesensmerkmal aller Dichtungen Kafkas ist ihre einfache und anschauliche Bildersprache, deren dargestellte Wirklichkeit unmittelbar überzeugt und nachvollziehbar ist. Dennoch ist sie niemals nur Selbstzweck, sondern deutet zugleich auf etwas Wesentlicheres und Tiefsinnigeres hin.

Im Roman „Der Verschollene“ wird ein Sechzehnjähriger wirklichkeitsnah und kontinuierlich eine Zeit lang durch sein wechselhaftes Leben begleitet, das vor allem durch unglückliche Zufälle, herbe Enttäuschungen, schwere Niederlagen, Ungerechtigkeiten und Demütigungen belastet und geprägt ist. Doch trotz der bedrückenden Schicksalsschläge und seiner Ohnmacht verliert der „schuldlose“ Karl Roßmann – ein moderner Hiob – nie den Glauben an das Gute im Menschen; in seinem tieferen Wesen erträgt er schweigend alles Leid. Weil aber Kafka selbst diese scheinbare Hoffnungslosigkeit seines unfreiwilligen Helden nicht erträgt, belohnt er ihn im letzten Kapitel mit einem mutigen dichterischen Sprung in eine Utopie, in ein fantastisch erfundenes Märchenland: „Das Natur-theater von Oklahoma“. Im Erzählstil ändert sich jedoch nichts; er bleibt wirklichkeitsnah und nachvollziehbar, wenn auch in

mancher Hinsicht ein wenig ungewöhnlich und übersteigert.

Im zweiten Roman „Der Prozeß“ wird das anders. Da brechen plötzlich surreale Begebenheiten und Vorgänge in Alltägliches ein, da wird ein abstrakter Begriff, das „Gesetz“, bildlich in der Vorstellung zu einem ummauerten Burg- oder Palastgelände mit kleinen Eingängen für Einzelpersonen in ein Labyrinth von ungezählten Sälen; oder Personen spalten sich und treten getrennt und eigenständig als Innen- und Außenseite, als Fräulein Montag und Fräulein Bürstner auf, um danach wieder eins zu werden.

Thematisch geht es um eine neue Selbstfindung einer dreißigjährigen Persönlichkeit, die plötzlich damit überrascht wird, ihr bisheriges sehr erfolgreiches, hoch angesehenes und anerkanntes, daher untadeliges und glücklich-zufriedenes Leben nachträglich nochmals zu überprüfen und kritischer zu durchleuchten. Hält diese scheinbar heile Welt auch einem anspruchsvolleren, höheren Maßstab stand? Einem Maßstab unter dem Brennglas der Erkenntniskraft des menschlichen Geistes?

Tatsächlich lehnt sich Josef K. gegen einen derartigen vermeintlich überflüssigen Auftrag vehement auf. Er sucht Zeugen, Rechtfertigungen und professionelle

Hilfe, aber muß sich schließlich über sein völliges Fehlverhalten belehren und auf seine wahren Möglichkeiten hinweisen lassen. Infolgedessen findet er auch den rechten Weg zu einem sinnerfüllten höheren Leben, das der geistigen Würde des Menschen entspricht.

Da das Anfangs- und das Endkapitel dieselbe Struktur aufweisen, ist die kontinuierliche und erfolgreiche Entwicklung Josef K.s überzeugend ablesbar. Sein anfangs ahnungs- und hilfloses Fehlverhalten hat sich am Ende in souveräne Überlegenheit verwandelt. Dadurch wirkt „Der Prozeß“ als Roman in seiner stringenten inneren Logik und seiner eindrucksvollen formalen Abgeschlossenheit wohl als der einheitlichste künstlerische Organismus Kafkas.

Während der junge unerfahrene Karl Roßmann von einer harten Wirklichkeit bedrängt wird und ihr charakterfest standhalten muß, fühlt sich der reife gestandene Josef K. geistig herausgefordert, um sein Leben als Aufgabe zu erkennen und ihr gemäß tätig zu gestalten und sinnvoll zu erfüllen. Im Roman „Das Schloß“ findet der „Landvermesser K.“ wie der „Mann vom Lande“ in dem Gleichnis „Vor dem Gesetz“ ebenfalls den nur für ihn bestimmten persönlichen Eingang, aber durchschreitet ihn auch mutig und ist sofort an dem von ihm erstrebten Ziel. Das „Schloß“ ist eine alles

umfassende und alles durchwaltende, geheimnisvolle Organisation, die mit der Hierarchie ihrer hohen Beamten und Sekretären bis in die Rangabstufungen des niedrigsten Personals hineinreicht und daher allgegenwärtig ist. (Das Schloß ist wohl das konkrete Synonym für den abstrakten Begriff Gesetz und seine zahlreichen Gerichtsinstanzen im „Prozeß“) Mit dem selbstbewußten Anspruch „immer frei sein“ zu wollen, tritt nun K. seinen immerwährenden Kampf gegen die Zwänge und Notwendigkeiten der zweifellos mächtigen Schloßbehörde an, um immer wieder neue Erkenntnisse und Erfahrungen zu gewinnen, so daß er sich weniger wie Josef K. entwickelt, dafür aber ständig innerlich bereichert.

Formal und inhaltlich ist es ein außerordentlicher Gewinn, daß am Schluß der Brod-Ausgabe in der Kritischen Ausgabe noch die Gerstäcker-Episode hinzugefügt wurde. Dadurch kehrt das Geschehen des Romans an seinem Ende wieder an seinen Anfang zurück, allerdings mit dem Unterschied, daß der damals unangenehme und störende Fremde von demselben Fuhrmann brüsk abgewiesen wurde, der ihn jetzt als „gebildeten Mann“ unbedingt bei sich aufnehmen will und von dem seine Mutter gesagt habe, einen solchen Menschen dürfe man „nicht verkommen lassen.“ Offenbar hatte K. durch seinen anhaltenden Kampf inzwischen die allgemeine

Anerkennung und Achtung selbst der Dorfbewohner gewonnen.

Auf dem Sterbebett arbeitete Kafka noch an seiner Meistererzählung „Der Bau“. Schon der erste Satz überrascht mit dem zufriedenen Rückblick des sterbenden Baumeisters auf ein offenbar gelungenes Leben. Deshalb erwarten die Umstehenden von diesem erfolgreichen Mann an der Schwelle seines Todes die verheißungsvolle Schlußerkenntnis seines Lebens und vielleicht den Blick über dessen Grenzen hinaus. Aber er muß sie enttäuschen, indem er tiefsinnig bekennt „Ich bin soweit, daß ich Gewißheit gar nicht haben will.“

Es ist unsere Aufgabe und Pflicht, die Begrenztheit der menschlichen Möglichkeiten klar zu erkennen und anzunehmen. Unsere Ungewissheit ist dabei unser entscheidendes und eigentliches Wesensmerkmal, aber in ihm wurzelt zugleich auch unsere beruhigende und immerwährende Hoffnung. „Wie könnte ich ohne Hoffnung leben?“ schreibt Kafka beschwörend in einem Brief. Richtig gelesen und verstanden, fehlt sie tatsächlich in keinem seiner Kunstwerke, die er selbst deshalb mit Recht als „Lichtblicke in eine unendliche Verwirrung“ bezeichnet.

Es ist deshalb trotz aller scheinbar wissenschaftlich begründeter Behauptungen des Gegenteils möglich, Kaf-

kas tiefgründige Kunst dennoch zu verstehen, wenn man nur nahe genug an den verborgenen Hintergrund herankommt, wie er selbst verspricht und mit überzeugendem Nachdruck hinzufügt: Die geordnete Welt meiner „Dichtung hat das Schwergewicht in der Tiefe.“